

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Aus der Rede des Herrn Inspector Hoffmann zu Basel

[urn:nbn:de:bsz:31-220253](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-220253)

## Aus der Rede

### des Herrn Inspector Hoffmann zu Basel.

Da mir in dieser theuren Versammlung das Wort gegönnt ist, bin ich mehr in Verlegenheit, was ich aus dem mir zu Gebote stehenden Reichthum von Missionskunde herausnehmen soll, als daß ich etwa zu suchen hätte, um aus diesem weiten Gebiete Neues und Interessantes mitzutheilen.

Lassen Sie mich an die Worte des Liedes anknüpfen, die wir so eben gesungen haben :

„Wir zählen unsrer Todten Zahl“ \*)

Ja! wir zählen sie. Es war dies in der letztvergangenen Zeit der vorherrschende Eindruck in meiner Seele, wenn ich an die achtzig Heiden-Missionarien dachte, die aus unserer Missionsanstalt rath und nach ausgegangen sind. Todesposten von den Eizen, Krankheitsnachrichten von den Andern folgten sich schnell. Einige kamen selber zu uns, fast aufgerieben von der Glut der tropischen Sonne. Von einem unsrer Missionsboten, der in der Frische seiner Kraft dastand unter dem Volke der Mahratten, in der heiligen Stadt Nashik bei Bombay, war aber noch vor Kurzem ein Brief eingelaufen, der uns meldete, es seyen ihm herrliche Aussichten eröffnet, besonders unter der verwahrloseten hinduischen Jugend zu wirken. Von ihm kam einen Monat später

\*) Wir zählen unsrer Todten Zahl —  
Laß, Herr, dies Herz im Pilgerthal  
An Trennung sich gewöhnen!  
Heil dem, der Seelen für Dich warb,  
Und sanft in Deinen Armen starb,  
Da soll nur Lob ertönen!  
Deine Zeugen werden stehen  
In den Höhen, wie die Sterne,  
Leuchtend in des Himmels Ferne.

die Nachricht, er sey von der Cholera plötzlich dahingerafft worden. Von einem andern unsrer Brüder, Dr. Häberlin in Calcutta, lautet die neueste Kunde, er sey mitten in seinem gesegneten Verufe durch dieselbe Krankheit an den Rand des Grabes gebracht. Zwei theure Brüder, deren einer zu Burdwan in Bengalen zwölf Jahre gearbeitet hat, Missionar Weitbrecht und Ihr Landsmann Sutter aus Mangalore, sind durch Krankheit abgeschwächt nach Hause gekommen, um in der kühleren Luft der Heimath Erfrischung zu suchen und dann wieder zurückzukehren nach ihren Posten, wo sie, wenn auch nicht schnell Märtyrer werden, doch einem langsamen Tode durch Klima und Arbeit entgegensehen müssen. Von Sierra Leone sind die neuesten Botschaften, daß mehrere geliebte Schwestern, Gattinnen unsrer Sendboten, durch den Tod von ihrer Arbeit abgerufen worden sind. So haben wir das ganze Jahr hindurch den Todtenlisten unsrer Missionarien neue Namen hinzuzufügen oder „unsrer Todten Zahl zu zählen“. Aber wir grämen uns nicht, wir freuen uns für sie, daß sie ihren Lauf selig vollendet haben. Wenn wir nur könnten die leergewordenen Stellen wieder ausfüllen und an die Stelle des Einen Gefallenen Zwei hinsenden! Aber das können wir nicht. Nur gar zu oft gilt es zu warten, bis der abgebrochene Faden wieder kann aufgenommen werden. Wir werden und bleiben stets daran erinnert, daß wir eine Gemeinschaft sind auf das Sterben dieses Leibes, daß ein Missionar ein Mann ist, der sich zu Tode arbeitet um der Ehre Jesu Christi willen unter den Nationen. Wir senden unsre Brüder hinaus als solche, die von uns auf immer Abschied nehmen, und in diesem Sinne geht auch ein hier anwesender Landsmann von Ihnen bald nach Tellischerry im südlichen Ostindien, um dort für das Werk des Herrn zu arbeiten, zu dulden und zu sterben.

Doch, verehrteste Freunde, wir sind nicht hier um Leichenreden zu halten und um bei geliebten Todten stehen zu bleiben. Wir fragen nach den Lebendigen und feiern ein Lebensfest, weil die geistlich Todten auferstehen zum Leben. Lassen Sie mich zur Bestätigung dessen, was ein verehrter Redner vor mir gesprochen, etwas von dem Leben melden, das in den Heidengebieten durch die Treue und Geduld der Missionarien sich regt. — Er hat von den Inseln der Südsee geredet und von der raschen Abnahme der Bevölkerung, wie sie in Folge der schrecklichen Gräuelp des Heidenthums dort stattfand. Da waren vor 30—40 Jahren alle Völkerschaften in jenem zahlreichen Eilande nur damit beschäftigt und wie absichtlich darauf bedacht, einander geistlich und leiblich zu morden. Auf Stabeite, auf den Sandwich-Inseln war die Religion, die bürgerliche Ordnung, die häusliche Sitte fast gleich-

mäßig darauf berechnet, des Volkes Seelen zu verdecken und einander schnell aus der Welt zu schaffen. Was bei uns erhält und schützt, Religion, Staat und geselliges Leben, das konnte man dort nur Eine große Mordanstalt nennen. Seit Missionarien da sind und mit ihrem Worte Eingang gefunden haben, nahmen die Bevölkerungen wieder zu, eine Gesittung, die durch das ganze Leben geht, wächst heran, wohl zum Zeugnisse an das Geschlecht dieser Zeit, daß das Evangelium Lebensfülle in sich schließt und ausgießt überall. Wie stehen nun diese Inselvölker da, fest in der Kraft des Herrn und von Seinem Worte genährt, im Begriffe eine der unsrigen ebenbürtige Bildung auf christlichem Grunde sich anzueignen, in schöner äußerlicher Ordnung, heranwachsend in einer Besonnenheit und Lieblichkeit, wie wir sie nur in den edelsten Gemeinschaften Europa's wiederfinden. Auf den Sandwich-Inseln, wo die von ihren Feinden so viel verlästerten, kaum von Jemand vertheidigten amerikanischen Missionarien wirken, drängen sich die Zeugnisse vom Segen der Mission entgegen. Wenn die Zeit es gestattete mehr zu sagen von den Zehntausenden, die dort in Schule und Kirche das Lebenswort empfangen, von dem schönen Geiste der Kraft, der Entschiedenheit, der Liebe, die unter ihnen sich kundthut, wir würden staunen über das Werk. Ja selbst denen, die stets von Civilisation ohne Evangelium reden, geben diese Inseln einen Trost, indem sie daselbst nicht blos Seminarien für eingeborne Prediger und Lehrer, sondern auch Tuchfabriken sehen könnten, welche schöne Hoffnungen für den Gewerbleiß der ehemals Wilden erregen. Lassen Sie auch ein Beispiel erzählen von dem edlen Eifer dieser Völkerstämme für die Verbreitung evangelischen Lichtes. Ein dortiger Missionar — es war der Blutzzeuge Williams — saß in seinem Gemache, nachdem er dem Volke verkündigt hatte, wie sehr er wünsche Leute zu sammeln, die weitem Unterricht empfangen und hernach als Lehrer auf die noch hinduischen Eilande gehen wollten. Da tritt ein blinder Mann — ein Häuptling — zu ihm und bittet auch ihn anzunehmen. An seiner Hand hält er einen schönen Knaben. Der Häuptling spricht: „ich kann reden, der Knabe kann mich führen und kann lesen; schicke mich! Ich möchte gern meine Tage beschließen im Dienste des Herrn, der Seinen seligen Frieden über mich ausgegossen hat.“ Er wurde ausgesandt, mit ihm noch Andere, die zuvor geistlich blind gewesen waren. Nohe Krieger zogen jetzt aus, ihr Neues Testament als die einzige Waffe in der Hand, und predigten bei den Stämmen, mit welchen sie zuvor in Feindschaft und Krieg gelebt hatten. Von ihnen wurde Bahn gemacht, der Ruhm ihrer früheren Tapferkeit und Wildheit machte sie zu besseren Predigern des Evangeliums als die europäischen Missionare.

Auf einer der größten Inseln des großen Oceans, wo derselbe Volksstamm wohnt, wie auf den kleinen Eilanden, gab es vor 20 Jahren nur ewige Fehde und beständigen Mord, Stamm gegen Stamm in wildem Vertilgungskriege; Keiner war sicher, der sich hinauswagte in die finstern Wälder; wer dem Andern in die Hände fiel, mußte erwarten, eingesperrt, gemästet und gefressen zu werden. Jetzt sehen Sie dort 30,000 Insulaner in regelmäßigem christlichem Unterricht bei den Missionarien der englischen Kirche, 10,000 bei den Methodisten; Häuptlinge gehen als Friedensboten umher, die man früher nur mit Schauder anblicken konnte; Einer, der oft gesagt hatte: „ich habe Hunger nach Menschenfleisch, schlachte mir den fettsten Sklaven“, gibt nun seinen ehemaligen Sklaven Unterricht, wobei ihm einer derselben als Gehülfe beisteht. Hunderte kommen aus den Wäldern herein nach den Missionsplätzen und begehren die Taufe; bald wird das ganze Volk ein christliches seyn, wofern nicht die europäischen Anstiedler anderer Art, die jetzt in Schaaren nach der Insel strömen, dem Bekehrungswerke hinderlich werden. Was die Geringschätzer der Mission von vorn herein für unmöglich erklärten, wird als Wirklichkeit vor die Augen treten, und abermals wird sich ereignen, was so oft geschieht, daß gewisse Leute nicht müde werden die Unmöglichkeit von dem zu versichern, was Andre wirklich thun. Als Columbus in die See stach, um die neue Welt zu suchen, da hieß er ein Narr und sein Unternehmen eine Unmöglichkeit. Noch heute redet man so, wenn die Columbusse ihre Schiffe in Stand setzen, um hinauszufahren auf die Entdeckung der Länder. Auch der erste Missionar, der in die Heidenwelt trat, war ein solcher Columbus.

Blicken wir noch auf Indien, dieses Land, das ganz eigens dazu bestimmt scheint, Lehren zu geben für die Missionsache. Wenn wir die Missionskarte dieses Landes überblicken, wie wollen wir läugnen, daß Völker bekehrt, Menschen umgewandelt werden! Da sind 150 Millionen Menschen theils Heiden, welche sich dem Dienste des Brahma und Buddha hingeben, theils Muhammedaner. In dieses Land hat man vor hundert Jahren Missionare ausgesendet. Sie sind ins Grab gesunken, aber tausend Christen weinten über ihren Gräbern. Noch aber war der Wirkungskreis klein, die Thore Bengalens und Hindostans blieben noch dem Evangelium verschlossen. Zuerst durften auch nur englische Missionare in das Land kommen, jedem andern war es versagt. Aber der Handelsgeist und die krämerhafte Politik der ostindischen Compagnie mochten widerstehen wie sie wollten, die Pforte ist entriegelt. Die Engländer haben die Mission dort freigegeben. Auch in Basel hatte man vor etwa zehn Jahren den Entschluß

gefaßt, eine Missionsstation dort zu gründen, Inspector Blumhardt wurde nach England gesandt, um dafür zu wirken. Da saß eben während seines dortigen Aufenthalts das Parlament und beschloß, daß das Privilegium der ostindischen Compagnie nur unter der Bedingung verlängert werden sollte, wenn sie ihre beschränkenden Maßregeln aufgäbe, jedem, der ein ehrliches Geschäft treiben wolle, die Niederlassung gestatte, und — die Pforte Indiens war offen. Wir haben jetzt 21 Missionare dort auf acht Stationen. Was ist durch sie geschehen in Indien? Wenn Sie die neugebornen Hinduchristen sähen, würden Sie freilich den Kopf schütteln. Sie sind noch Kinder am Verstandniß, und die heidnischen Sitten von Jahrtausenden her, o! sie sind nicht so schnell abgelegt. Doch sind z. B. in Calcutta Brahminen selbst mit solcher Gewalt vom Christenthum ergriffen worden, daß sie alle Bande der Vorurtheile von sich schleuderten und nun als Prediger des Evangeliums gewaltig wirken. Indien kann also bekehrt werden. Die Brüder Weitbrecht und La Croix legten dar- über beim Missionsfeste zu Basel unwiderlegliche Zeugnisse ab. Es giebt in den dortigen Gemeinden einzelne Christen, welche man den edelsten und tiefgegründetsten in Europa an die Seite stellen kann. Daneben 100,000, die bereits angegriffen sind von der Macht der Wahrheit. Das Werk Gottes geht majestätischen Zuges fort; übereilen läßt sich nichts, Ungeduld schadet nur, aber man kann nicht umhin zu denken: Gottes Geduld mit uns ist noch viel länger als unser Warten auf die Hindu's, und es wird doch einmal dort eine riesenhafte christliche Kirche entstehen. In Rischnagore sind 3000 Heiden getauft, 6000 im Unterricht. Schulen auf Schulen werden gegründet. Man sieht große christliche Gemeinden da, wo vorher 50 bis 60 getaufte Hindu's lebten. Es hat sich Verfolgung erhoben, härter als sie bei uns je seyn könnte, wo den Bekehrten alle Mittel, sich zu erhalten, abgeschnitten waren, und doch sind nur wenige wieder abgefallen. In Tinevelly ist die Zahl derer, die herübertreten und Christen werden wollen, 19000 im letzten Jahre gewesen.

Wir können von unsern eigenen Stationen keine großen Erfolge berichten. Doch, nachdem 6 Jahre dort gearbeitet worden, besteht jetzt schon eine Gemeinde von 311 Seelen, feststehende kindliche Christenseelen, 1000 Kinder gehen in die Schulen. Wir könnten bald 3000 Christen haben, wenn wir Missionare hätten; statt der 8 Stationen könnten und sollten wir 20 haben. Und wir können in Wahrheit sagen: unsre Brüder legen die Hände nicht in den Schooß, und verzehren das Geld der Missionsvereine nicht im Müßiggang. Diesen Vorwurf kann man ihnen wahrlich nicht machen. Sie arbeiten, sie arbeiten sich zu todt. Und wir

können ihnen das nicht abnehmen, können nicht helfen; es ist das Schicksal des Missionars, es ist die Ordnung in dem Missionsfelde. Keiner möge es je betreten, der sich dieser Ordnung nicht unterwerfen will. Er bleibe zu Hause und suche der Mission auf andere Art zu dienen. Wer aber Muth hat, um Jesu Christi willen den armen Heiden zu helfen, und Gaben dazu, der eile! Die Thüren werden nicht Jahrhunderte lang so offen stehen wie jetzt, die Mächte der Finsterniß werden sich aufmachen. Es stehen gewaltige Zuckungen und Erschütterungen bevor. Aber da wird sich zeigen, daß das Werk der Mission aus Gott ist. Da wird man sehen, welches die rechten Männer sind, die rechten Missionsgesellschaften, die rechten Missionsvereine, die rechten Missionsfreunde. Es wird gelten zu beten, zu glauben, zu arbeiten in der Kraft des Herrn.

Gefährlich ist das Leben eines Missionars noch jetzt. Davon nur Ein ganz frisches Beispiel aus den Briefen unsers Bruders Hebig in Cananore: Ein Hindu hört auf einem Markte den Missionar vorlesen. Er wird ergriffen von der Wahrheit, so daß er sich zu der sonntäglichen Predigt regelmäßig einfindet. Er hat eine Frau, die dem Heidenthum sehr zugethan ist, auch suchte sie die Nachbarn gegen den Gedanken ihres Mannes einzunehmen, der ein Christ werden und sich taufen lassen wollte. Er entschloß sich, Weib und Kind zu verlassen. „Ich bleibe bei Dir“, sprach er zu dem Missionar. Die Nachbarn kamen in des Missionars Haus: Gieb uns den Mann heraus! — „Er ist frei, da steht er.“ — Willst du mit fortgehen? — Ich bleibe da! die Wahrheit ist mir lieber als Alles. — Sie wollten ihn nun aus dem Hause schleppen mit Gewalt. Das litt der Missionar nicht, durfte es nicht leiden in seinem Hause. Einige Zeit nachher bekam der Mann Botschaft, sein einziges Kind sey todtkrank. Das war zu viel, das ging ihm ans Herz. Ich muß gehen, sagte er, aber ich komme wieder. Er geht. Lange Zeit ist keine Spur mehr von ihm, und das Kind war daheim frisch und gesund, die ganze Botschaft erlogen. Der Mann wollte fort, wurde aber bewacht von den Nachbarn. Der Missionar ging hin, fragte ihn: „bist du noch immer gesonnen, ein Christ zu werden?“ — „Ja,“ sagte er. „So komm, nimm deine Frau und dein Kind mit dir.“ Da kam eine Schaar Hindu's mit langen Dolchen daher. Der Missionar sagte: „Braucht keine Gewalt, ich hole einen Mann, der bei mir wohnen will.“ Es half nichts. Ein Schritt weiter, und die Dolche hätten sich in sein Herz gesenkt. — Ein anderer unserer Missionarien schreibt: „Wir stehen hier auf einem Vulkan.“ — Ja, wenn nicht Einer wäre, der auch die Vulkane in seiner Gewalt hat! Ein Jahr später, was für Dinge hatte

dieser selbige Missionar da erlebt. Er war nach dem Dorfe Betigerry gezogen, hatte dort gepredigt und harte Kämpfe durchgeföhrt, und nun! In dem Dorfe von 6000 Seelen ist keine Seele mehr, welche den Gözendienst zu vertheidigen wagt, obwohl Gözentempel genug da sind. Zwölf Personen wurden getauft am letzten Pfingstfeste. Der oberste Priester hat sich zum Schulmeister der Mission hergegeben. Die Gözen, welche jene Zwölf anbeteten, wurden in eine Kiste gepackt und werden nächstens in Europa ankommen.

Liebe Freunde, was würde es erst werden, wenn wir mit ganzem Ernst die Sache betrieben? Wer es nur so nebenbei auch mitmachen will, sich blos halb anschließen, nicht völlig gleichgültig seyn, aus Rücksichten des Anstands und der Bildung auch etwas damit zu thun haben — das würde eine erbärmliche Missionsarbeit werden. Der Segen ist auch hier nur der Entschiedenheit verliehen. In weltlichen Dingen schon muß man rechts oder links treten. Wir müssen energischer werden, vorgehen; bisher sind wir geseffen oder gar gelegen. Ich will nicht reden davon, daß wir Deutsche sind, aber davon, daß eine ewige Schmach über uns als Christen geht, daß wir so wenig dafür thun, an jenem Tage, wo mancher erstaunen wird, daß man auch nach der Missionsache fragt von Seiten dessen, der auf dem Stuhle sitzt. Wenn wir einmal zu den Hindu's sagen könnten: Ihr seyd nun alle bekehrt, ihr habt nun eigene Geistliche, werdet nun auch Ihr Priester anderer Völker! — wenn es einmal so weit wäre! Aber da fehlt noch viel. Die Zahlen der Christen sind noch klein. Das nördliche Indien hat 80 Millionen Muhammedaner und Heiden, von diesen sind 10,000 bekehrt; das ist wohl nur ein armes schwaches Werk. Wenn wir in Basel, um an demselben kräftig mitzuhelfen, statt 66,000 Gulden jährlicher Einnahme zehnmal soviel hätten, so würde es doch nur ein geringer Anfang seyn.

Genug von Indien. — Es giebt noch andere Länder, die wir im Auge und im Gebet haben — die Länder von Afrika. Ach, welcher Jammer liegt auf diesem Erdtheil! Lasset euch mittheilen, was ich gestern in einem englischen Blättchen las aus dem Lande der Cameroun-Neger im westlichen Afrika. Als da der Herzog auf dem Todtenbette lag, verordnete er, daß bei seinem Begräbniß kein Mensch umgebracht werden solle — er war aufgeklärt —, denn er wisse, Abassi (das ist der Name ihres Gözen) freue sich nicht über Menschenopfer. Aber es half nichts. Es wurde für den Leichnam eine tiefe Grube gemacht, fünf der jüngsten Weiber des Verstorbenen die Arme und Füße abgebrochen und sie hineingeworfen. Das Geschrei war herzerreißend. Sechs Männer wurden durch eine giftige Ruß getödtet und hineingewor-

fen, dann noch 50 Sklaven geopfert. Und das ist in so großer Ausdehnung gebräuchlich, daß jede Woche ein Menschenopfer vorkommt. Die europäischen Kaufleute, die dahin kommen, empfinden Mitleiden, ohne etwas zu thun. Die Missionare haben angefangen entgegenzuarbeiten; es gelang ihnen nicht. Um Afrika bekümmern sich bis jetzt nur wenige Missionsgesellschaften, weil so manche Missionare bisher gestorben sind. O schicket sie nicht nach Afrika! ruft man. Aber hat der Apostel Paulus so gehandelt? hat er nicht vielmehr sich im Geiste für gebunden geachtet, nach Jerusalem zu gehen, ob er wohl seine Gefangennehmung voraus sah? Vom Wegbleiben war nicht die Rede. Der Herr schickt mich — das war genug. Wahrlich, wenn wir so viel reden von der Lebensgefährlichkeit, so beweisen wir damit, daß es mit unsern eigenen Herzen nicht richtig ist. Und wenn ihr im Anblick solcher Gräuel saget: das ist zu viel für uns; wir wollen warten, bis man die Missionsfache befiehlt — o liebe Freunde, schla- gen denn eure Herzen nicht, so lange man es ihnen nicht befiehlt? Wenn Fluthen eure Felder überschwemmen, wenn Dürre euren Boden austrocknet, wenn Flammen eure Häuser verzehren, wartet ihr da auch mit der Hülfe, bis man sie befiehlt? — Fünzig Missionare gehören nach Afrika. Zwölf sind gestorben, nun sind nur vier dorthin auf dem Wege. Selig sind sie, ob sie auch sterben Sie haben ihr Leben dem Herrn zum Opfer gebracht. Wir müssen Afrika eurer heißen Liebe empfehlen, grade weil es ein so gefährlicher Boden ist.

Uter eben so die rothen Indianer in Nordamerika, die man nun mit Bluthunden heßt, mit Branntwein vergiftet (Christen thun das!), denen man den Boden, worauf sie stehn, in dem ihrer Väter Gräber sind, streitig macht. Und doch sind sie nicht bloß Menschen, die den großen Geist anrufen, sondern sie sind Menschen; die im Umgange mit den Europäern schon oft viel mehr Milde und Vergeben gezeigt haben als sie. Es ist ein edler Menschenstamm, den ich euch ans Herz lege und den man nun ausrottet! O schicket ihm christliche Männer, welche dem dahinsterbenden Volke die letzten Trostworte des Evangeliums zurufen, und, wie es Recht und Sitte ist, die Leichenrede halten über seinem offenen Grabe!

Zum Schlusse bitte ich, machet doch Ernst mit der Mission, betreibt sie nicht als eine bloße Gesellschafts Sache, als eine Sache der Neugier, bei der viel interessante, rührende Dinge vorkommen, sondern als eine Angelegenheit, die auf eurer Seele liegt. Es ist keiner in dieser Kirche, der nicht genug von der Mission gehört hätte, um etwas Ernstes für sie zu thun. Es wäre eine Schande, wenn er in seinem Herzen nichts vernommen hätte und

ohne Anregung, ohne Entschluß fortginge. Denn es ist nicht immer Festtag. Die Werktage kommen, an denen man arbeiten muß für das Missionsreich. Das wolle der Herr schenken, damit, wenn seine Sache triumphirend fortgeht von Land zu Land, und man vor dem Dahersfahren des Siegeswagens die Stimmen der Gegner nicht mehr hören kann, wir dann nicht im Siegeszuge fehlen. Auf welche Weise das geschehen kann, das sagt euch die Direction eures Vereins, das sagen euch die Missionschriften. Die Entschuldigung: wir wissen nichts, hat keine Geltung mehr; denn man kann wissen und erfahren, wenn man will. Und das Wollen ist nur denen schwer, die überhaupt Christum nicht wollen!

Möge der Herr das hier in Schwachheit Gesagte segnen!